

"Sie bleiben vorläufig hier," entschied der Arzt. Mir wurde nun eine Baracke angewiesen, in der schon etwa 8 Mann gelangweilt herumhockten. Als Lager dienten Drahtbetten, auf denen verlauste Strohsäcke lagen. Und die Verpflegung, ein reiner Jammer für kranke Menschen. Morgens schwarzer Kaffee, natürlich Kaffee-Ersatz ohne Zucker, und eine Schmitte Kommißbrot und Marmelade darauf. Mittags Dörrgemüsesuppe, die nicht einmal ein Schwein gefressen hätte und abends dasselbe wie morgens. Mir war es sehr verleidet, um etwas Zerstreuung zu haben, bat ich den Arzt ausgehen zu dürfen, was er mir auch erlaubte. Am zweiten Nachmittag ging ich nach Mars la. Tour, in ein vom Militär eingerichtetes Kino. Es wurden zwei schöne Stücke gespielt, nachher noch ein Lachfilm, so daß ich trotz meines elenden Zustandes herzlich mitlachen mußte und für eine Weile, alles, Krieg, Soldatsein und Grippe vergaß. Doch sofort nach Spielschluß war alles wieder grausame Wirklichkeit. Am folgenden Morgen fragte ich den Arzt, ob ich denn nicht einem Lazarett überwiesen werden könnte. Da war jedoch nichts zu machen, alles war überfüllt. Am selben Tage ging ich in der Umgebung spazieren und kam zu einem riesigen Denkmal. Ich befand mich auf dem Schlachtfeld von Mars-la-Tour, an der Stelle, an der der berühmte Todesritt der deutschen Kürassiere und Ulanen in der Schlacht bei Mars-la-Tour 1870 von den französischen Kürassieren zum Stehen gebracht und die Reste der deutschen Reiterei in die Flucht geschlagen wurden. Auf einer Seite des mächtigen Denkmals war die in Stein gehauene Szene des Zusammenpralls der deutschen und französischen Kürassiere. Auf der anderen Seite befanden sich ebenfalls aus Stein gemeißelt französische Infanterielinien, die im Feuer lagen. An den beiden anderen Seiten befanden sich in goldenen Lettern französische Inschriften, die ich nicht lesen konnte. Unter dem Denkmal befand sich ein 6-Stufen-tiefer kellerartiger Raum ohne Tür, in dem eine Menge Totenschädel und Menschenknochen lagen. Wahrscheinlich Gebeine, die in den Feldern aufgefunden wurden. Von einer kleinen Anhöhe hatte ich eine herrliche Aussicht über die weite, mit Dörfern übersäte Ebene, die in der Ferne von einer blauscheinenden Hügelkette nach Süden und Westen umrahmt war. Aus weiter Ferne, kaum vernehmbar, hörte ich das Bum, Bum der Artillerie bei Verdun und weiter südlich vor der Festung Toul.

~~Da~~ Da die Verpflegung im Revier nicht besser wurde, meldete ich mich am folgenden Morgen gesund, denn lieber war es mir, bei der Kompanie zu sein, als hierzubleiben. "Junge, Junge", sagte der Arzt, "von ge-

sund ist gar keine Rede. Warum melden Sie sich überhaupt gesund?" "Weil es mir hier nicht gefällt und die Verpflegung zu schlecht ist. Ich finde, daß es bei der Kompanie besser wäre. Ich könnte dort bei den Fahrzeugen hinter der Front bleiben, bis es mir wieder besser geht." "Na, wenn Sie halt wollen!" und damit schrieb er mir den Entlassungsschein. Ich schnallte meinen Tornister mit meinem Hab und Gut auf den Rücken und marschierte los in der Richtung, in der mein Regiment marschiert war. Die Front war noch 30 bis 35 km entfernt. Ich wußte natürlich nicht, wo mein Regiment lag, aber das machte mir wenig Sorgen. Es war ein schöner, nicht zu heißer Sommertag, ungefähr 10. Juli 1918. Da hörte ich hinter mir Pferdegetrappel und sah einen Trupp abgemagerter Pferde in Begleitung einiger Soldaten daherkommen. Die Pferde kamen aus einem Pferdelaazarett und waren auf dem Wege nach der Front. Ich wartete und fragte die Soldaten, ob ich nicht auf einem der Gäule reiten könnte, denn ich hätte die Grippe und könne nicht gut laufen. Nur 2 der Pferde trugen Sättel. Ich stieg auf. Das war wieder was Neues. Jedenfalls hat sich das Pferd über meine Reitkunst gewundert. Aber nach und nach ging es besser und ich konnte mich <sup>in</sup> den Bewegungen dem Schritt des Pferdes anpassen. Unterwegs plauderte ich mit den nebenan laufenden Soldaten. Es war jedenfalls ein auffallendes Bild, das ich bot, denn zu Pferd mit Tornister auf dem Rücken habe ich selbst noch nie gesehen. Ich wurde von einem Major unterwegs angehalten, der mich fragte, was ich eigentlich auf dem Gaul zu suchen habe. Ich sagte, ich sei grippekrank und sei im Begriff mein Regiment aufzusuchen. Da ich mich schwach fühle, habe ich das Pferd bestiegen. Nun konnte ich weiter. Alles im Schritt zu traben, wagte ich nicht, denn ich fürchtete, daß ich hinunterfliegen könnte. Auch schien der Gaul lieber im Schritt zu gehen. Gegen Abend erreichten wir das Dorf Johnville, das Ziel des Pferdetransports. Ich ging zu Fuß weiter und kam nach dem Städtchen Thiancourt, wo ich übernachtete. Am folgenden Morgen traf ich einige Soldaten meines Bataillons, die mir sagten, daß das Regiment in Stellung liege. Nach vielem Herumfragen fand ich endlich meine Kompanie, die etwa 3 km vor Thiancourt in einem Waldlager, bestehend aus Baracken und Unterständen, kampierte. Die Besatzungen befanden sich in Stellung, nur einige Reserveschützen, die Fahrer, Pferde sowie der Kompagniefeldwebel Schreiber und die Kompagniehandwerker waren da. Ich meldete mich beim Kompagniefeldwebel Bukies, der ein guter Freund von mir war, zurück. "Ja Richert", sagte dieser, "du siehst nicht gesund aus." "Bin ich auch nicht, aber ich konnte es in diesem elenden Revier, wo ich lag, nicht mehr aushalten", antwortete ich.

"Kleinigkeit," meinte der Feldwebel, "du bleibst einfach hier, bis du dich wieder erholt hast." Also blieb ich und richtete mich in einem Unterstand ein, lag auf der faulen Haut und der Kompagniekoch sorgte dafür, daß ich etwas Besseres zu essen bekam, als die übrigen Mannschaften. Vorne am Waldrand wurde eine Straße gebaut, an welcher gefangene Italiener beschäftigt waren. Wie schlecht diese armen Menschen aussahen, gelb, mehr graugelb ihr eingefallenes Gesicht, matt der Blick, kurz halbverhungert. Es war zum Erbarmen. Ihre Augen hingen immer im Gebüsch, ob nicht eine Beere oder ähnliches zu erhaschen wäre. Wenn einer eine solche sah, schoß er darauf los um sie zu verzehren. Diese Menschen waren nicht an der Front und hatten trotzdem furchtbar zu leiden. Nachdem ich etwa 6 Tage im Waldlager gewesen war, kam der Feldwebel zu mir und meinte: "Na, Richert, geht's bald wieder?" "Der Unteroffizier Peters ist an der Reihe in Urlaub zu fahren, könntest du ihn vielleicht ersetzen? Ich will dir auch sagen, daß du nächstens zum Vize-Feldwebel befördert wirst. Du bist schon dazu eingereicht." "Ich will es versuchen," sagte ich, "und hier in der Stellung, ist's ja ziemlich ruhig." Also, am folgenden Morgen schob ich ab. Der Feldwebel hatte mir zuerst auf der Karte den Weg angezeigt, den ich gehen mußte. Auf einer Anhöhe kam ich durch die Ruinen des zerstörten Dorfes Vieville en Hay. In den Ruinen der letzten Häuser stand gut versteckt eine deutsche Batterie. Es ekelte mich an, als ich wieder das verfluchte Kriegsspiel sah. Hinter der französischen Front sah ich einige französische Fesselballons baumeln. Ich kam an einer Waldecke vorbei, wo zwei Batterien nicht weit voneinander standen, dann kam ich in einen Laufgraben, der im Zickzack in die vordere Stellung führte. Ich stieß dort gleich auf ein Maschinengewehr meiner Kompagnie. Ich fragte nach dem Unteroffizier Peters; es wurde mir gesagt, daß er etwa 200 m weiter nach links liege. Ich schaute zur französischen Stellung hinüber und plötzlich überkam mich eine heiße Sehnsucht. Wenn ich doch nur dort drüben wäre, dann wäre ich gerettet, hätte Verbindung mit der Heimat und könnte sicher bald meine Angehörigen wiedersehen! In diesem Moment faßte ich den Entschluß, wenn es eine Möglichkeit gibt, zu desertieren. Ich ging den Graben entlang, der sehr stark ausgebaut war und bombensichere Unterstände hatte. Bald traf ich Peters. "Ich soll dich ablösen Joseph!" (Peters hieß nämlich mit Vornamen so). "Du sollst in Urlaub fahren!" In diesem Moment dachte ich, daß ich Peters, der ein guter, treuer Kamerad von mir war, vielleicht das letzte Mal sehe und drückte ihm beim Abschied fester als gewöhnlich die Hand. und sah ihm tief in die Augen. "Nicki paß auf, es ist viel Draht hier.

Im übrigen wünsch ich dir Glück", sagte Peters. Ich war doch etwas betroffen, daß Peters der ein sehr heller Kopf war, meine Gedanken erraten hatte. Obwohl ich wußte, daß ich ihm unbedingt vertrauen konnte, sagte ich weiter kein Wort von meinen Absichten. "Noch eins Nicki," sagte er dann. "Wir haben einen ekligen Lausejungen als Zugführer bekommen. Er hockt unten im Unterstand. Ich hab' ihm schon gehörig die Läuse heruntergemacht. Laß' dir von diesem grünen Jungen ja nicht auf die Zehen treten!" Dann drückten wir uns nochmals die Hand. "Auf Wiedersehen und viel Glück!" dann verschwand Peters um die nächste Schulterwehr. Ich war nun gespannt, den neuen Zugführer kennenzulernen und ging die Treppe hinab, die in den Unterstand führte. 30 Staffeln tief mußte ich hinuntersteigen ehe ich in den Unterstand kam, der elektrisch beleuchtet war. Jeden Tag brachte der Essenholer eine elektrische Batterie, die 24 Stunden reichte. An einem Tischchen saß der neue Feldwebel, ein noch nicht 20-jähriger Bursche. Gemütlich hing ich den Tornister ab, schnallte das Koppelzeug los und sagte dann, ich sei hier um den Unteroffizier Peters zu ersetzen. Ich sah gleich, daß es dem Jungen nicht paßte, diese Gemütlichkeit. Er hätte lieber gesehen, wenn ich strammgestanden wäre und ihm meine Ankunft vorschriftsmäßig gemeldet hätte. Er fragte mich nach meinem Namen und meinte dann: "Hier scheint wenig Disziplin zu herrschen!" Ich sagte ganz einfach: "Ist auch nicht nötig. Man lebt in der Kompagnie mit wenigen Ausnahmen so kameradschaftlich wie nur möglich. Es ist meiner Ansicht nach gar nicht nötig, daß man seinen Untergebenen seine Machtstellung als Vorgesetzter fühlen läßt." "Ich bin dies aber nicht gewohnt", sagte der Feldwebel, "als Vorgesetzter muß man immer respektiert sein." "Mit Ihren Ansichten, Herr Feldwebel, würden Sie bald von Ihren Untergebenen statt respektiert gehaßt werden, und unter Umständen kann Ihr Leben davon abhängen, ob Sie geliebt oder gehaßt sind!" "Wieso denn das?" fragte er verwundert. "Angenommen, Sie würden mal in einer Schlacht schwer verwundet und müßten liegenbleiben. Sind Sie beliebt, so werden Sie Ihre Untergebenen kaum im Stich lassen. Sind Sie aber gehaßt, würde sich keiner der Gefahr aussetzen Sie zu retten, und Sie müßten schließlich elend umkommen! Wahren Sie denn noch nicht draußen?" fragte ich nun. "Nein", meinte er, "ich bin Einjähriger und bis jetzt immer in Garnison gewesen. Nun soll ich 6 Wochen an der Front sein, dann muß ich wieder zurück, um einen Offizierkursus durchzumachen. Nachher werde ich Leutnant". "Sehen Sie, Herr Feldwebel, das ist eben meiner Ansicht nach, die größte Ungerechtigkeit in der deutschen Armee, daß das Einjährige

genügt um Leutnant zu werden, auch wenn der Betreffende von militärischen Dingen fast keine Ahnung hat. Mit anderen Worten, wenn ein Vater Geld hat, seinen Jungen studieren zu lassen, ist ihm der Weg geöffnet. Offizier zu werden, mit nur einjähriger oder noch kürzerer Dienstzeit. Hingegen andere Soldaten, die aktiv dienten und jetzt seit 4 Jahren im Feld stehen, sind Tür und Tor verschlossen Offizier zu werden; selbst solchen, die 10 - 12 Dienstjahre in der Kaserne vor dem Kriege hatten und als Feldwebel in den Krieg zogen, nun seit 4 Jahren im Felde stehen, also 14 Jahre und mehr Dienst haben. Selbst diese können nicht Offizier werden, obwohl sie besser imstande wären, eine Kompanie zu führen als alle Einjährigen zusammengenommen." Der junge Feldwebel mußte mir Recht geben, doch sah ich, daß er sich beleidigt fühlte. Ich ging dann hinauf zu meiner Besatzung. Die Leute standen rauchend im Graben und ließen sich von der Sonne bescheinen. Alle waren schon früher mal meiner Besatzung zugeteilt worden und ich kannte sie als gute Kerls. Wir sprachen uns unter uns immer per du an. In demselben Unterstand hause noch die Besatzung des Unteroffiziers Gustav Beck, der ein Lothringer war. Er war bereits 1916 beim Regiment 44, dann beim Regiment 260 und jetzt beim Regiment 332 ständig bei mir. Auch wir beide waren gute Freunde. Ich sah nun über die Deckung, um mich in der Gegend umzuschauen. Überall Greuel der Verwüstung. Die Front befand sich hier seit Ende September 1914. Alles durchgraben, verlöchert, verwachsen, Disteln, Dornen, altes dures Gras, dazwischen wieder neues Grünes. Überall zogen sich verrostete Drahthindernisse hin. Ich zählte zwischen den Linien 10 - 12 Drahtverhaue.

Wirklich, das war nicht so einfach hier auszureißen, doch mein Entschluß stand fest, nur wartete ich auf eine günstige Gelegenheit. Vor der Stellung ging das Gelände sanft bergab, um dann scheinbar jäh abzufallen. Aus der Tiefe ragte ein abgeschossener Kirchturm, der Kirchturm von dem Dorfe Regnville. Vom Dorf selbst konnte man von hier aus nichts sehen. Jedoch war dasselbe vollständig in Trümmer geschossen. Ich holte nun beim Feldwebel die Karte, um mich in der Gegend zu orientieren. Weiter nach rechts lagen die Trümmer des Dorfes Lironville, noch weiter rechts, die Dörfer Flirey und Essey, wo ich im September 1914 bei dem Regiment 112 schwere Gefechte mitmachen mußte. Ich konnte jedoch nichts mehr erkennen, denn Dörfer, Wälder kurz alles war zerstossen und zerstört. Jenseits des Dorfes Regnville stieg das Gelände sanft an. Dort lagen die gegnerischen Stellungen. Alles war mit Gräben und Drahtverhaue durchzogen, sodaß man nicht wußte in welcher Stellung

eigentlich der Gegner lag. Die Infanteriehorchposten, die nachts vorne lagen, behaupteten, daß die feindlichen Vorposten in den Ruinen des Dorfes Regnville standen, denn sie hätten oft einen Feuerschein gesehen, wenn dort eine Zigarette oder Pfeife angezündet wurde. Das alles interessierte mich sehr, denn es waren alles Vorteile, die ich wissen mußte um glücklich rüberzukommen. Wenn ich nur gewußt hätte, wer uns gegenüberlag, die einen sagten die Franzosen, andere Neger und wieder andere Amerikaner. Jeden Tag stand ich stundenlang und schaute mit dem Glase hinüber, konnte jedoch weder Franzosen oder Neger, noch Amerikaner entdecken; alles schien verlassen und ausgestorben. Nur hie und da hörte man im Walde, der sich im Hintergrund der feindlichen Stellung befand, die Abschüsse der Artillerie. Dann sausten gewöhnlich die Granaten über uns, um in den Wäldern hinter uns, irgendwo bei den deutschen Batterien zu krepieren. Manchmal, besonders des nachts, schlugen auch Granaten in unserer Nähe ein. Alles sprang dann in den Unterstand, wo wir vollständig gesichert waren. Immer ging mir der Gedanke im Kopf herum, wenn ich nur drüben wäre! Aber wie anfangen? Und ganz allein schien mir auch zu gewagt. Zumal ich fast kein Wort französisch konnte. Am vierten Morgen fiel mir auf, daß an einer Stelle rechts von uns 3 französische Fesselballons in der Höhe waren, wo sonst doch nur einer sich befand. Bald wußten wir den Grund. Plötzlich lag dort die deutsche Stellung in einem furchtbaren Granathagel, der fast eine Stunde anhielt. Darn flaute das Feuer ab, es hieß, die Franzosen seien in die deutschen Gräben eingedrungen, hätten Gefangene gemacht und sich dann wieder in ihre Gräben zurückgezogen. Am Nachmittag verbreitete sich das Gerücht, daß die Franzosen und Amerikaner an der Marne eine Offensive unternommen und Fortschritte gemacht hätten. Wir sollten nächstens hier weg und dort hinkommen. Allen Soldaten graute nicht wenig davor, in eine solche Hölle zu kommen. In mir verstärkte sich nun der Entschluß, bald den Versuch zu machen, zu desertieren. Am folgenden Mittag, 23. Juli 1918, gab es wieder ein ganz miserables Mittagessen, angebranntes Dörrgemüse.

#### Vorbereitung zum Überlaufen

Unteroffizier Beck und ich standen allein oben im Graben und löffelten den schlechten Fraß hinunter. Plötzlich in jäh aufsteigender Wut, nahm Beck sein Kochgeschirr mit Inhalt und schleuderte es an die neben sich befindliche Schulterwehr. "Gottverflucht!" schimpfte er, "jetzt hab' ich's doch bald satt!" Ich sagte dann, indem ich nach der französischen Front hinüberdeutete: "Was meinst du Gustav?" Jäh sah er mich an und

fragte: "Gingst du mit?" Worauf ich "Ja", sagte. Gustav Beck erzählte mir nun, daß er seit einigen Tagen nichts anderes im Kopf habe, als durchzubrennen. Aber wie, das war eine andere Frage. Kommen wir nochmals nach dem Norden, haben wir die hübsche Aussicht zu fallen, kommen wir hier glücklich rüber, so sind wir gerettet. Fallen wir während des Überlaufens, hat alles Elend ein Ende. Im selben Moment kam ein Infanteriegefreiter, ein Unterelsässer namens Pfaff, den wir beide gut kannten, an uns vorbei. Er war ein kleiner, energischer Mann, der trotzdem <sup>er</sup>oft den Befehl erhielt, sein Napoleonspitzbärtchen zu rasieren, dasselbe immer noch zum Ärger der Offiziere trug. Im Vorbeigehen blieb er plötzlich dicht neben uns stehen und sagte leise: "Geher mit he nischt? (Geht ihr mit heut' Nacht)" "Wohin?" fragte ich. "Newer (rüber)!" antwortete er kurz und bündig. "Wie willst du's anstellen, Pfaff?" sagte ich. "Ich bin heut' Nacht vorn auf Feldwache und muß dann Horchposten stehen. Da gibt's schon eine Gelegenheit zu verschwinden." "Horch, Pfaff, eben haben wir uns beide verabredet überzulaufen, wußten nur nicht wie." "Wir machen's so," sagte nun Pfaff, "sobald die Dunkelheit eintritt, kommt ihr beide auf die Feldwache. Wir wollen dann schon sehen, wie wir loskommen." Wir versprachen zu kommen. Pfaff ging nun weg. "Horch Nickel", sagte nun Beck, "Wie machen wir's nun, unauffällig von unserem Maschinengewehr wegzukommen. Wir haben doch Befehl, die Maschinengewehre nicht zu verlassen. Du kennst doch den verrückten, dienstbeflissenen Laffen von Zugführer." Ich überlegte eine Weile, nahm dann, nachdem ich mich versichert hatte, daß es niemand sah, mehrere Munitionskisten mit Inhalt und warf sie auf die Deckung ins hohe Gras. "Was machst du denn Nickel?" fragte mich Beck. Ich sagte: "Gegen Abend melde ich dem Feldwebel, daß uns mehrere Munitionskisten entwendet worden sind, wahrscheinlich von der Infanterie, die die leichten Maschinengewehre haben. Ich will versuchen uns wieder welche zu beschaffen." "Das könnte vielleicht gehen," meinte Beck. Langsam sank der Abend hernieder. Was wird die Nacht bringen, Leben oder Tod? Als die Sonne am Horizont hinter den fernen Forts der Festung Toul untersank, dachte ich: "Wenn ich dich morgen wiedersehe, bin ich gerettet. Wenn nicht, ist halt alles aus."

Ich hatte doch eine äußerst unangenehme Empfindung in der Brust, denn das Unsichere unseres Wagnisses quälte mich. Ich ging nun in den Unterstand hinunter, steckte unauffällig mein Handtuch und meine Seife in die eine, sowie ein Stück Kommißbrot in die andere hintere Rocktasche und meldete dem Feldwebel den 'Diebstahl' unserer Munition. "Herrgott",

fuhr er auf, "was machen wir nun? Eine Meldung an den Kompagnieführer schreiben geht auch nicht gut." Ich sagte: "Herr Feldwebel, ich wüßte schon ein Mittel, damit keine Meldung an den Kompagnieführer geschrieben werden braucht. Wir klauen einfach bei den leichten Maschinengewehren die uns fehlenden Kasten." "Würden Sie das fertigbringen?" meinte nun der Feldwebel. "Ganz einfach, nur muß noch jemand mitkommen. Ich allein kann nicht 4 Kasten tragen." "Gut, nehmen Sie noch einen Mann mit." Ich sagte: "Am besten wär's der Unteroffizier Beck würde mitkommen. Dies ist ein schneidiger Kerl." "Das geht doch nicht, daß beide Gewehrführer weggehen", sagte der Feldwebel. Worauf ich antwortete: "Die Gefreiter können ja die Führung des Maschinengewehrs solange übernehmen, zudem ist ja alles ruhig und in einer halben Stunde sind wir wieder da." "Na, gehen Sie meinetwegen." Da man nicht ohne Waffen im Graben herumlaufen durfte, schnallte ich meine Koppel mit Seitengewehr und Mauserpistole, 9 Schuß enthaltend, um. Zwei Ladestreifen zu je 9 Schuß hatte ich schon vorher in die Rocktasche gesteckt, ebenso eine neue Zeitung zusammengefaltet in den Rockärmelumschlag geschoben, um etwas Weißes zum Winken zu haben. Dann hing jeder noch 2 Stielhandgranaten an die Koppel und wir gingen zum Unterstand hinaus. Der erste Schritt zu unserem Warnis oder zum Weg, der zum Leben und zur Freiheit führt, war getan. Es tat mir doch leid, daß ich meine Leute und alle Kameraden verlassen mußte, ohne von ihnen Abschied nehmen zu können.

#### Überlaufen zu den Franzosen in der Nacht vom 23. zum 24. Juli 1918

Wir liefen nun der Stellung entlang; da es bereits dunkelte stand alle paar Schritte schon ein Nachtposten. Am Laufgraben angekommen, der vorne zur Feldwache führte, bogen wir in denselben hinein und erreichten bald die Feldwache, die etwa 200 m vor der Hauptstellung lag. Die Feldwache, die aus einer Gruppe Infantristen (8 Mann) und einem Unteroffizier bestand, bewohnte ebenfalls einen starken Unterstand. Wir unterhielten uns eine Weile mit dem Unteroffizier, dann wollten wir noch die etwa 50 Schritte weiter vorne liegenden Horchpostenstände sehen. Beck und ich gingen dahin. Unauffällig folgte Pfaff, mit dem wir noch kein Wort gewechselt hatten. Die Horchposten waren noch nicht aufgezo-gen. Die Horchpostenstände waren mit einem wirren Stacheldrahthindernis umgeben. Beck und Pfaff wollten eben die Beine heben um durch den Draht zu gehen, als ich hinter uns im Graben Schritte hörte. "Pssst", machte ich leise und sagte dann laut: "Hier kommt keiner an die Horchposten ran" und sprang wieder in den Horchpostenstand hinunter. Beck und Pfaff

folgten. Wir unterhielten uns mit dem Unteroffizier und gingen zur Feldwache zurück. Nun besetzten 2 Horchposten ihre Plätze. Plötzlich erschien der Oberleutnant der 5. Kompanie, zu der die Feldwache gehörte, um zu revidieren. "Wer ist denn das hier?" fragte er barsch, als er mich und Beck stehen sah. Ich stand still und meldete: "Wir sind 2 Unteroffiziere der S.M.G.

und wollten uns mal die Lage der Feldwache ansehen; im Falle der Feind angreifen sollte, wir den Mannschaften der Feldwache nicht in den Rücken schießen." "Schon gut", sagte nun der Oberleutnant, "Wenn alle Soldaten dasselbe Interesse hätten wie Sie, wäre die Sache schon längst geschmissen!" Ich dachte, wenn du wüsstest und unsere Absichten kennen würdest!

Beck und ich gingen nun in den Laufgraben, der zur Hauptstellung führte. Wir beide waren überzeugt, daß heute Nacht nichts zu machen wäre. Nun kam Pfaff hinterhergelaufen und raunte: "Alle denn los" und schon war er zum Laufgraben hinaus und in dem hohen Gras verschwunden. Wir beide kletterten nach und fanden Pfaff, der in einem alten Granatloch auf uns wartete. Wir befanden uns zwischen 2 Drahtverhauen. Der hinter uns sich befindende deckte uns gegen die Posten in der Hauptstellung. Wir krochen dem vorderen Drahtverhau entlang und fanden endlich eine Bresche, die von zwei hintereinander eingeschlagenen Granaten herrührte. Dort krochen wir durch den Drahtverhau. Schon gab es einige Risse in den Kleidern. Nun krochen wir auf allen vieren weiter, kamen durch einen tiefen, alten Graben und blieben dann hinter einem Erdhaufen liegen. Hier schwuren wir uns leise zu, keiner den anderen zu verlassen, komme, was wolle. Ich erhob einen Moment den Kopf und sah etwa 30 Schritte links vor uns die beiden Baumstümpfe, die ich direkt vom Horchpostenloch vor mir gesehen hatte. Also befanden wir uns kaum 30 Schritte rechts von den Horchposten. Ich sagte dies leise Pfaff. "Wir müssen näher an die Horchposten ran", sagte Pfaff, denn dort befindet sich ein Gang durch den breiten Drahtverhau, wo die obern Drähte durchgeschnitten sind, damit die Patrouillen durchkönnen." 'Herrgott, wie wird das werden!' dachte ich. Also krochen wir noch einige Meter nach links, dem Horchposten zu. Richtig, da fanden wir den im Drahtverhau befindlichen Gang. Pfaff richtete sich auf und ging gebückt durch den Verhau. Als er bald drüben war, hörte ich plötzlich kaum 20 m von uns die Horchposten sprechen und päng, päng knallten 2 Schüsse. Wir waren entdeckt! Pfaff war jenseits des Verhaues verschwunden. Nun erhob sich Beck und überwand so schnell wie möglich das Hindernis. 4 Schüsse wurden auf ihn

abgegeben. Auch er verschwand jenseits dieses Hindernisses. Nun kroch ich in die Lucke hinein. Da jedoch nur die oberen Drähte durchschnitten waren, blieb ich hängen, mußte mich oft mit den Händen losmachen. Als ich etwa die Mitte des Verhaues erreicht hatte, hing ich überall im Draht fest, sobald ich mich bewegte knirschte der Draht um mich herum. Was tun? Durchkriechen geht nicht. Stehe ich auf, laufe ich Gefahr, erschossen zu werden, da die Horchposten bereits auf die Stelle aufmerksam geworden waren. Ich wurde ziemlich aufgereggt, löste mich vom Draht los so gut ich konnte, sprang mit einem Ruck auf, krack, gab's Löcher in Hosen und Rock. Schon, daß ich mich kaum erhoben hatte, knallten 2 Schüsse. So schnell ich konnte bewegte ich mich vorwärts und in dem Moment, als ich mich jenseits des Verhaues zu Boden warf, knallte noch ein Schuß. Auf allen vieren lief ich, so schnell ich konnte den niedergetretenen Grasspuren nach, hielt einen Moment an und rief leise "Beck! Pfaff!" Einige Schritte vor mir hielten sie den Arm mit Mütze in die Höhe. So schnell wie möglich kroch ich zu ihnen. Schnell erkundigten wir uns gegenseitig, ob keiner verletzt worden sei. Alle waren noch heil, außer einigen Rissen, die jeder vom Draht mitbekommen hatte. Pfaff sagte: "Wir müssen so schnell wie möglich machen, daß wir weiterkommen, denn jedenfalls nimmt der Oberleutnant jetzt die Feldwache um uns wieder einzufangen." Gefangennehmen hätten wir uns auf keinen Fall lassen, denn sonst wären wir sowieso standrechtlich erschossen worden. In diesem Falle hätten wir uns gegen unsere Soldaten auf Leben und Tod wehren müssen. Wir kletterten noch durch drei breite Draht Hindernisse, die Uniformen waren schon elend zerrissen. Auch brannten die durch den rostigen Stacheldraht verursachten Hautrisse. Nun kamen wir in einen alten Graben, der in Richtung der Franzosen lief. Dieser wurde immer tiefer und hörte plötzlich ganz auf, wir befanden uns wie in einem Sack. Schnell stellte ich mich mit dem Rücken an die Wand, Pfaff stellte sich in meine zusammengefalteten Hände, dann auf meine Schultern, hielt sich oben am Grase fest und kletterte hinaus. Nun folgte Beck. Ich streckte nun meine Hände in die Höhe. Die beiden, die auf dem Bauche lagen, faßten zu und zogen mich in die Höhe, während ich mit den Beinen nachhalf. Sofort ging es wieder weiter. Wir überkletterten noch 2 weitere schmale Draht Hindernisse und sahen dann unter uns das zusammengeschossene Dorf Repriville liegen. Bis zum Dorf befand sich kein Hindernis mehr. Die Gefahr von rückwärts hatten wir nun überstanden, nun kam die Gefahr von vorne. Da Beck und Pfaff Französisch sprachen, riet ich ihnen, die

in den Ruinen stehenden französischen Vorposten anzurufen. "Das geht nicht, sonst hört der uns verfolgende Oberleutnant, wo wir sind!" Also liefen wir den Abhang hinunter, den Ruinen zu. Jeden Augenblick befürchtete ich, daß es in den Ruinen aufblitzen würde und es uns treffen könnte. Nichts von all dem geschah. Wir kamen in die Ruinen, alles totenstill, nichts regte sich. Wir horchten noch eine Weile, nichts, gar nichts. Pfaff sprang nun in einen alten Laufgraben, der um die Kirche herumführte. Er sprang auf ein im Graben liegendes Stück Wellblech, das einen Heidenlärm verursachte. Wieder horchten wir, alles still. Da fing die französische Artillerie zu schießen an. In hohem Bogen flogen die Geschosse über uns hinweg, um dann hinter den deutschen Stellungen einzuschlagen. Vor Aufregung und vom Laufen waren wir alle naßgeschwitzt, denn es war eine laue, helle Sommernacht und der Mond beleuchtete nun alles fast taghell. Vorsichtig gingen wir dem Laufgraben entlang, der in Richtung der französischen Stellung führte und nun langsam bergan stieg. Immer wieder blieben wir stehen und horchten. Nichts war zu hören, als einige Infantrieschüsse oder das Rattern eines Maschinengewehrs irgendwo, oder hie und da in der Nähe oder Ferne einzelne Kanonenschüsse. Es war sehr unangenehm, daß wir nicht wußten, wer vor uns lag oder wo sie lagen. Also gingen wir vorsichtig weiter, immer wieder stehen bleibend, um zu horchen. Wir kamen an alten Stollen und Unterständen vorbei, die uns finster entgegen-  
gähnten. Nun kamen wir zu einer Stellung, die sich mit dem Laufgraben kreuzte. An einem Pfahl war eine Tafel angebracht, doch war es nicht hell genug, um das Daraufgeschriebene lesen zu können. Ich leuchtete mit meiner Taschenlampe in den Graben. Da sahen wir an den vielen Fußspuren, daß der Graben oft passiert wurde. Wir gingen wieder weiter und kamen nochmals an einer Stellung vorbei, die ähnlich der vorigen den Laufgraben kreuzte. Pfaff meinte: "Ich glaube bestimmt, daß wir durch die französischen Infantriestellungen durch sind, und daß hier kein Posten gestanden hat." "Glaub' nur das nicht," antwortete ich leise. Ich bat die beiden, nun doch die Franzosen oder wer sich sonst in der Stellung befindet anzurufen. Immer noch getrauten sie sich nicht zu rufen, aus Furcht vor den uns verfolgenden Deutschen. Die Pistole schußfertig in der Hand, gingen wir vorsichtig weiter. Nun kamen wir zu einem im Graben liegenden 'Spanischen Reiter', so wurden die um ein hölzernes Gestell gezogenen, transportablen Drahhindernisse genannt. Nun war ich überzeugt, daß wir dicht bei den Franzosen sein müßten. Wir arbeiteten uns an dem Hindernis vorbei. Einige Schritte weiter lag

im Graben ein röhrenartiges Gestell mit glatten Draht umwunden. Wir krochen auf allen vieren, einer nach dem anderen hindurch. Dabei streiften unsere Rücken oben am Draht hängende, leere Konservenbüchsen, die dann gegeneinanderschlugen und ein klingendes Geräusch verursachten. Das war sicher das Alarmsignal für die französischen Posten. Ich sagte nochmals leise zu meinen Kameraden, sie sollten um Himmelswillen die Franzosen anrufen. Noch immer wollten sie nicht und gingen weiter, stellten sich hinter die nächste Schulterwehr und horchten. Ich befand mich noch einige Schritte hinter ihnen und sah plötzlich oben links neben dem Graben einen Franzosen aufspringen, jenseits der Schulterwehr über den Graben setzen und zurücklaufen. Sofort dachte ich, das war der Horchposten, der nun die Feldwache alarmieren ging. Ich sprang zu den beiden und rief halblaut: "Ruft jetzt, ich habe einen Franzosen zurücklaufen sehen." Wir drei waren sehr aufgeregt in diesem Moment. Eben wollten die beiden rufen, als Schüsse kurz vor uns knallten und die Kugeln hinter uns in den Graben schlugen. Nun schrien die Franzosen etwas, indem sie immerfort knallten. "Wir sind 3 Elsässer!" schrien nun Pfaff und Beck auf Französisch, "Die zu euch wollen. Vive la France! Aber in dem nun einsetzenden tollen Geschieße konnten die Franzosen ihre Worte nicht verstehen. Pfaff, der eine unglaubliche Courage hatte, ging nun um die Schulterwehr herum und den Franzosen entgegen. Beck wollte folgen. Im selben Moment hörte ich einen kleinen Knacks; da wußte ich, daß die Franzosen eine Handgranate geworfen hatten. Dieser Knacks rührt von der Feder her, die beim Verlassen der Handgranate aus der Hand aufspringt. "Beck" rief ich "bleib hier, sie haben eine Handgranate geworfen", und riß ihn hinter die Schulterwehr in Deckung. "Bums", krachte die Handgranate jenseits der Schulterwehr. Im selben Moment noch einmal bums, eine zweite Handgranate war geplatzt. Da hörten wir einen Aufschrei von Pfaff. Jedenfalls war er getroffen. Der Rauch der Handgranaten kam nun um die Schulterwehr herumgezogen und hüllte uns vollständig ein. Als ich mich umsah, war Beck verschwunden. Jedenfalls war er um die Schulterwehr gegangen. Eben wollte ich auch um die Schulterwehr gehen, als ich von oben auf Französisch angerufen wurde. Ich sah hinauf. Da stand ein Franzose mit drohend erhobener Handgranate. Sofort ließ ich meine Pistole fallen, riß die Zeitung aus dem Ärmel und streckte beide Arme in die Höhe, indem ich rief: "Alsacien, Deserteur!" Der Franzose rief: "Combien?" Das Wort verstand ich, wieviel. Ich glaubte drei hieße treize und schrie: "Treize" statt trois. Der Franzose beugte sich nun nieder und suchte scheinbar die 13 zu entdecken.

Als er jedoch außer mir niemanden im Graben sah, schrie er nochmals: "Combien?" worauf ich ihm 3 Finger vor Augen hielt. Nun steckte er mir die Hand hinunter, schnell schnallte ich meine Koppel ab, ließ sie zu Boden fallen, reichte ihm die Hand hinauf, er zog und ich kletterte zum Graben hinaus. 'Gott sei Dank!' dachte ich, 'jetzt ist's überstanden', und nahm meine Arme herunter. Der Franzose, der mir nicht recht zu trauen schien, sprang einige Schritte zurück und erhob wieder drohend die Handgranate. Wieder erhob ich beide Arme und wiederholte: "Alsacien, Deserteur!" Nun gab mir der Franzose freundlich die Hand und klopfte mir auf die Schulter. Wie glücklich ich in diesem Moment war, läßt sich nicht beschreiben. Ich dachte nun sofort an Pfaff, den ich leise stöhnen hörte. Ich sagte zum Franzosen: "Kamerad blessé" und deutete auf mich und in den Graben. Der Franzose deutete mir, nur zu gehen. Ich sprang an derselben Stelle, an der ich hinaufgeklettert war wieder in den Graben und wollte rasch um die Schulterwehr herum zu Pfaff. Dort wimmelte alles von Franzosen, die lebhaft durcheinandersprachen. Wie der Blitz hielt mir einer davon die Pistole vor die Stirn, sodaß ich die kalte Mündung verspürte. Ebenso schnell setzte mir ein anderer das Bajonett auf die Brust. Wie der Wind gingen meine Arme wieder in die Höhe und ich sagte mein Sprüchlein wieder her: "Alsacien, Deserteur". Sofort ließen sie von mir ab und ich hörte sagen "C'est le troisième". Beck hatte ihnen nämlich schon gesagt, daß sich noch ein dritter im Graben befinde. Dies alles dauerte seit dem ersten Schuß keine drei Minuten. Sofort ging ich zu Pfaff, der bewußtlos am Boden im Graben lag und mit jedem Atemzug leise stöhnte. Ich drückte die Franzosen, die sich um ihn bemühten, zur Seite, befühlte überall seine Uniform, denn an die Grabensohle konnte der Mond nicht scheinen. So war nicht zu sehen, wo Pfaff verwundet war. Als ich am linken Oberschenkel fühlte, spürte ich naß und im selben Moment warmes Blut, das mir stoßweise an die Hand spritzte. Oberschenkel schuß, Schlagader getroffen, schoß es mir durch den Kopf. Das beste Mittel, den Schenkel sofort oberhalb der Wunde abbinden, um das Verbluten zu verhindern. Ich löste schnell den Gürtel, der die Hosen hielt, öffnete Hosen und Unterhosen. Beck half mir den Körper etwas aufzuheben. Dann streiften wir die Hosen hinunter. Ich riß meine Halsbinde herunter und wollte damit das Bein abbinden. Krack, war das alte verwaschene Ding entzweigerissen. Sofort gab mir einer der Franzosen, die rundherum zuschauten, ein Stück starke Schnur, die ich dann oberhalb der Wunde locker um den Schenkel band. Dann brach ich ein etwa 30 cm langes, fingerdickes Stück Holz aus der Grabenverschallung, steckte dasselbe

außerhalb des Schenkels zwischen Schnur und Bein und drehte das Holz. Dadurch wurde die Schnur derart angezogen, daß sie ins Fleisch des Schenkels einschnitt und die Schlagader zudrückte. Sofort hörte das Bluten auf. Die Franzosen klopfen mir auf die Schulter und sagten auf Französisch, daß ich es gut gemacht hätte. Pfaff war immer noch ohnmächtig. Da wollte ihm Beck ein Stückchen Zucker in den Mund geben. Da nahm ihm einer der Franzosen das Stückchen Zucker aus der Hand, goß aus einem kleinen Fläschchen eine stark nach Alkohol riechende Flüssigkeit darauf und schob es dann Pfaff in den Mund. Sofort war dieser bei Besinnung. Die ersten Worte, die er sagte waren: "Moi, mourir pour la France!" Was ich nicht verstand, Beck mir aber dann übersetzte. Ich sagte dann Pfaff, daß er nicht so schwer verwundet sei und sein Bein abgebunden wäre. Die Franzosen waren uns gegenüber sehr freundlich. Alle wollten uns die Hand drücken. Die einen gaben uns Zigaretten, andere ein Stückchen Schokolade oder wollten uns die Feldflasche mit Wein geben. Ich trank einige Schluck, da ich von der Aufregung sehr Durst bekommen hatte. Dieses Getränk kam mir ganz fremd vor, denn bei den Preußen gab es weiter nichts als den schlechten, aus Kaffeersatz bereiteten, schalen Kaffee zu trinken. Dann zündete mir einer der Franzosen eine Zigarette an, die ich jedoch fast nicht zu rauchen vermochte, da sie mir zu stark war.

Wir wurden nun von zwei Soldaten und einem jungen Offizier durch die französische Stellung zurückgeführt. Da die ganze Grabenbesatzung alarmiert war, standen sie Mann an Mann in Schießstellung. Alle sagten uns im Vorbeigehen freundliche Worte, die ich natürlich nicht verstand. Als wir durch den nach hinten führenden Laufgraben zurückgingen, kamen schon 2 Sanitäter mit einer Tragbahre an uns vorbei um Pfaff abzuholen. Beck plauderte mit dem vor ihm gehenden Soldaten. Plötzlich sagte der hinter mir gehende junge Offizier in einem mit starken französischen Akzent gesprochenen Elsässerdeutsch: "Wü bisch dü har? (Wo bist du her)" Ich antwortete überlegterweise auf Hochdeutsch. "Dü bisch a Schwob, dü redsch net Dialekt", sagte nun der Offizier, worauf ich antwortete: "Nei, i bi vo St.Üalri bi Dammerkirch (Nein ich bin von St. Ulrich bei Dammerkirch)". "So, vo dort bisch", meinte nun der Offizier, "Sag wer isch denn Maire in Dannemarie?" Das wußte ich beim besten Willen nicht. Ich sagte, ich wußte es nicht, sei bereits 5 Jahre von zu Hause weg und habe dies alles vergessen. "E bien, wer wohnt denn an der Krizstroß für a Buchbinder?" fragte er weiter. "Priester ist der Partmann dort

gewohnt", gab ich zur Antwort. "S'stimmt", sagte nun der Leutnant, "I bi scho mangmol z'St.Ulrich durch, wenn mer als uff Leppois le Bass gma-schiert sin." Ich fragte ihn nun, ob St. Ulrich auch zerschossen sei. Er glaubte es nicht, konnte sich aber nicht mehr genau erinnern. Wir plauderten noch allerlei bis wir hinten im Waldlager ankamen. Er sagte mir unter anderem, daß er aus Rosheim, Elsaß, stamme. Im Waldlager kamen von allen Seiten Soldaten aus den Unterständen, die uns sehen wollten. Beck konnte nicht fertig werden, auf alle an ihm gerichteten Fragen zu antworten. Mich ließen sie ziemlich in Ruhe, da sie sahen, daß ich nicht verstand. Mir fiel am meisten die Lebhaftigkeit dieser Soldaten auf, sowie die dicken roten Gesichter. Ganz andere Menschen, als die halbverhungerten, hageren Deutschen mit ihrer fast durchwegs gelblichen Gesichtsfarbe. Beck mußte nun zum Kompagnieführer in den Unterstand, wo er verhört wurde. Mir wurde meine Gasmaske abgenommen. Mehrere Soldaten brachten mir Wein und Zigaretten. Ich trank zwei Becher, sollte noch mehr trinken, wollte aber nicht, denn ich fühlte schon einen dummen Kopf. Ich war doch das Weintrinken gar nicht mehr gewöhnt. Auch war mir kalt auf dem Rücken, da ich vom Schwitzen ein waschnasses Hemd anhatte. Mehrere brachten mir Weißbrot und Käse. Ich langte dann in die Rocktasche und gab ihnen mein Kommissbrot. Sie rochen daran und machten: "Brrrr". Als sei es gar nicht möglich so etwas zu essen, während wir die letzten 2 Jahre nie genug davon bekommen konnten. Sofort fing ich an von dem Weißbrot zu essen, strich mir über den Bauch, um ihnen zu zeigen, wie gut es mir schmeckte. Alle lachten und, obwohl wir uns mit keinem Wort verständigen konnten, waren wir doch die besten Freunde. Da kam ein Franzose und fragte mich auf Deutsch: "Was sagen die Leute von Hindenburg und Luddendorf?" Ich antwortete ihm, daß Hindenburg beliebt und Luddendorf gehaßt sei. Er fragte weiter, ob wir es gewußt hätten, daß die Deutschen am 19.-20. Juli an der Marne zurückgeschlagen worden waren und die große französisch-englisch-amerikanische Offensive begonnen habe. Ich gab ihm nun die neue deutsche Zeitung, die ich noch bei mir hatte, wofür er sich sehr bedankte. Inzwischen war das Verhör von Beck beendet und wir wurden von 2 Soldaten weiter zurückgeführt. Als wir im Walde eine Straße erreichten, die sich bei einer Eisenbahnbrücke mit einer anderen Straße kreuzte, deuteten uns die Franzosen mit ihnen im Laufschrift durchzulaufen. Dann erzählten sie Beck, daß diese Stelle nachts oft von den Deutschen bombardiert werde. Natürlich liefen wir so schnell wir konnten, denn wir wollten hier nicht noch was abkriegen.

Dann erzählten uns die beiden Franzosen, daß jetzt keine Gefahr mehr sei.

~~von hier ab ist nichts mehr von der deutschen Aufgabe~~  
Gerettet. Immer weiter von der Front.

Wie glücklich ich war, nun mein Leben in Sicherheit zu wissen, und das Hundeleben an der Front sowie das Hungern hinter mir zu haben, kann ich niemandem beschreiben. Ich glaube, es kann mir im Leben das angenehmste, was es überhaupt gibt passieren, so glücklich, ein solches innerliches Glücksbefinden werde ich nie mehr verspüren. Und wenn ich an meine Eltern, besonders an meine Mutter denke, wie froh und glücklich sie sein werden, wenn sie Nachricht bekommen, daß ich nun in Sicherheit bin und nun Postverkehr mit ihnen haben werde. Ich dachte, so bald wie möglich ihnen Nachricht zukommen zu lassen. Auf einmal meinte Beck: "Unser Zugführer, die Rotznase, kann lange auf die Munitionskasten warten. Er wird jedenfalls auch was zu hören bekommen, weil seine beiden Unteroffiziere durchgebrannt sind." Wir mußten beide lachen, wenn wir uns sein Gesicht vorstellten, bei der Entdeckung, daß wir auf Nimmerwiedersehen verschwunden sind. Wir marschierten nun einer Straße entlang, die auf der einen Seite der Front an einem Walde entlang lief. Dort standen eine Menge schwerer Batterien eingebaut. Weiter vorne arbeiteten hunderte Soldaten, um noch mehr Kanonenstände zu bauen. "Paß, auf Gustav," sagte ich zu Beck, "Es geht nicht lange, rappelt's hier." Wir wurden dann im Wald zu einer großen Baracke geführt, in der der Regimentsstab wohnte. Es war ungefähr um 3 Uhr morgens und noch dunkel. Zuerst mußte Beck hinein, nachher ich. Es war nur ein Schreiber da, der sehr gut Deutsch sprach. "Ach", empfing er mich, "Sie haben wohl genug Schwarzbrot gegessen und wollen es mit dem Weißbrot versuchen." "Das stimmt im ersten Teil nicht", sagte ich lachend, "denn Schwarzbrot hab' ich die letzten 2 Jahre fast nie genug gegessen, weil ich's nicht erhielt." Nun lachte auch der Schreiber und sagte dann freundlich: "Sind Sie doch so gut und legen Sie alles, was Sie in den Taschen haben, auf den Tisch." Nun fing ich an auszukramen und mein ganzes Hab und Gut auf den Tisch zu legen. Briefftasche, Bleistift, Taschenmesser, Taschentuch, Uhr, Taschenspiegel, Kamm, Seife, Handtuch, Taschenlampe und Kompaß. Der Schreiber nahm nun meine Briefftasche, gab mir mein Geld daraus 30 Mark zurück. Die Briefftasche und den Kompaß behielt er. Alles andere konnte ich wieder an mich nehmen, und konnte wieder gehen. Zwei Soldaten, die Fahrräder mit sich nahmen, führten uns weiter zurück. Bei Tagesgrauen kamen wir durch ein Dorf, alle Scheunentore standen offen und in jeder Scheune stand ein Tank. Als es bereits hell war, kamen wir in ein

anderes Dorf, in dem der Brigadestab lag. Da die Herrschaften noch schliefen, mußten wir eine Stunde warten. Eben kam ein Regiment Marokkaner ins Dorf marschiert, in strammer Marschordnung. Ich dachte, "So gemütlich scheint's bei den Franzosen doch nicht zu sein, daß in aller Frühe schon derartig marschiert wird." Die Marokkaner verteilten sich in den Scheunen. Ein Offizier schimpfte mit ihnen wie ein Rohrspatz und als zwei der Marokkaner mit einem Kessel zum Brunnen kamen, ging er auf den einen zu und gab ihm 2 haftige Fußtritte. Ich war ganz baff. So etwas habe ich bei den Deutschen nur einmal gesehen. Viele der Marokkaner kamen dann zu uns, auch einige Franzosen, die zum marokkanischen Regiment gehörten. Sie waren alle sehr freundlich und gaben uns Zigaretten. Einer der Franzosen zupfte mich am Ärmel und sagte im unverfälschten Mülhüser Elsässer-Ditsch: "Sak, kum lous a weni. Was isch han sa no ebis z'picka dert ana?" "S'geht knapp har", antwortete ich. "Meinsch, wie lang halta sa no üs?" fragte er weiter, "Nimma lang. D'Soldata wann boll nemma und dia dheim o net", gab ich zur Antwort. Er sagte dann, er sei aus Mülhausen, hätte bald auch genug, denn die Marokkaner seien immer da wo es rappelt. Sie kämen von Villers-Bretonneux vor Amiens und hätten dort am 24. und 25. April und seither Schreckliches mitmachen müssen. Also standen wir uns bei Villers-Bretonneux am 24. und 25. April gegenüber, welch Zufall. Auf einmal kam der wütende Offizier dahergerannt und schmauzte uns auf Französisch an. Ich stand still, was er sagte verstand ich nicht. Da sagte ein Marokkaner zu ihm, daß wir Elsässer seien. Er schaute uns an und sagte etwas, von dem ich nur das Wort "Boches" verstand. Beck erklärte mir nachher, daß er gesagt hätte, wenn wir auch Elsässer seien, so seien wir genau dieselben Boches wie die Deutschen. Wenn dieser Mensch dahingekommen wäre, wohin ich in wünschte! O laz, Beck wurde nun verhört! Ich brauchte nicht hinein, Dann ging es wieder weiter. Diesmal begleiteten uns zwei alte Soldaten. Unterwegs lagen mehrere Marokkaner auf den Straßenrändern, die schlapp gemacht hatten. Wir erreichten nun wieder eine Ortschaft, wo der Divisionsstab lag. Es war hier wie bei den Deutschen. Je größer das Gehalt, je weiter zurück, je größer die Sicherheit. Das Büro des Divisionsgenerals befand sich in einer großen Baracke. Zuerst mußte Beck hinein. Es dauerte mindestens eine halbe Stunde, bis er wieder herauskam. Dann kam ich an die Reihe.

Ich ging in die Baracke hinein und stand still vor dem Divisions-General. Er winkte mir, mich gleich zu nähern und fragte in gebrochenem Deutsch: "Warum sind Sie gekommen jetzt zu uns?" Die Frage war et-

was verfänglich. Ich antwortete; "Weil mir früher der Mut oder die Gelegenheit fehlte und weil ich hungern mußte, nicht auf die Franzosen schießen wollte und überhaupt am Kriege genug hatte." "Warum wollten Sie nicht auf die Franzosen schießen?" fragte er nun. "Weil sie mir lieber waren, als die Deutschen und meine Eltern, die in dem von den Franzosen besetzten Teil des Elsasses wohnen, mir nur Gutes von ihnen zu berichten wußten", gab ich zur Antwort. "Schön gut, nun kommen Sie mal her", sagte der General und führte mich vor eine Karte, die die ganze Länge einer Barackenwand einnahm und den Abschnitt seiner Division darstellte. Diese Karte erfüllte mich mit grenzenlosem Staunen. So was hab ich noch nie gesehen! Jede Kleinigkeit, jeder Unterstand, jede Batterie, jeder Fußpfad, kurz alles war aufgezeichnet. Nun fragte mich der Divisionsgeneral, wo ich herübergekommen sei. Ich sagte, daß ich direkt auf die Kirche des Dorfes Regnieville gestoßen sei. "Sie waren bei der Maschinengewehrkompanie?" Was ich mit "Ja" beantwortete. "Hat Ihr Unterstand zwei Ausgänge?" Als ich wieder mit "Ja" antwortete, zeigte er mir den Unterstand in der deutschen Stellung, wo ich gewohnt habe, und es stimmte ohne jeden Zweifel. Er sagte nun, ich solle ihm erzählen, was ich von der deutschen Stellung weiß, wo die Batterien stehen, wo die Fahrzeuge der Maschinengewehrkompanie seien usw. Da ich nur übergelaufen war um mein Leben zu retten und nicht um meine früheren Kameraden zu verraten, sagte ich, ich sei gegen Abend aus dem Revier, in dem ich wegen Grippe krank gelegen hatte, zur Kompanie gekommen, die irgendwo hinter der deutschen Front in einem Walde lag und mußte noch in derselben Nacht in die Stellung, wohin ich von einem Führer gebracht wurde. In der Dunkelheit hätte ich nichts sehen können. In der Stellung hatten fast alle Gewehrführer den Befehl ihr Maschinengewehr nicht zu verlassen, also wußte ich beim besten Willen nichts. Nun schaute mich der General prüfend an. "Sie wollen Ihre früheren Kameraden nicht verraten," sagte er. "Wir wissen ohnehin alles." Er zeigte mir nun alle Batterien, die ich, als ich in Stellung ging, gesehen hatte, wo der Bataillonskommandeur liegt, wo die Bataillonskantine ist, der Pfad, den die Essenholer gehen, kurz alles. Ich stand da wie vom Himmel gefallen. Ich dachte, "Warum schießen denn die Franzosen nicht alles kurz und klein, wenn sie doch alles so gut wissen?" Der General sah meine Gedanken und sagte mir direkt, was ich gedacht hatte und fügte hinzu: "Warten Sie mal ab!"

Nun konnte ich gehen. Wir wurden nun in eine Küche geführt und bekamen Kaffee, Weißbrot, gekochten Schinken und Butter. Wie gut dieser

Kaffee schmeckte, das war doch wieder mal Kaffee, stark und süß, ein solches Getränk hatte ich schon lange Jahre nicht mehr getrunken. Dann kam ein Auto vor die Küche gefahren. Wir mußten einsteigen und heidi, los ging's. Beck und ich waren die glücklichsten Menschen der Welt. Die schöne Autofahrt an diesem herrlichen Sommermorgen, immer weiter von der Front, ein Stück Weißbrot sowie ein Stück gekochten Schinken in den Händen! Herz, was willst du noch mehr? So kamen wir bald in der Festung Toul an. Auf der Straße vor einem großen Gebäude wurde Halt gemacht. Beck wurde hineingeführt, ich mußte draußen unter Aufsicht eines Soldaten warten. Viele neugierige Zivilisten kamen herbei um mich anzustaunen. Ich war aber auch ein herrliches Bild! Rock und Hosen an allen Ecken und Enden zerrissen. Von dem einen Wickelgamaschen hingen rundum die Fetzen, den anderen hatte ich ganz verloren; wahrscheinlich war er von einem Draht entzweigerissen worden und hatte sich dann im Laufen aufgerollt und war hinuntergefallen, ohne daß ich es merkte. Dazu hatte ich ein schlechtes Aussehen, besonders noch durch die eben überstandene Grippe. Auch fing mich der Schlaf an zu quälen. Aber trotzdem war mir wohl, wie der Vogel im Hanfsamen! Der Soldat sagte nun, daß ich Elsässer und desertiert sei. Sofort waren alle Mienen der Zuschauer verändert. Teils gaben sie mir die Hand und sagten etwas dabei, was ich nicht verstand. Mehrere gaben mir Zigaretten. Sie mußten auflachen, weil ich mein Stück Weißbrot wie einen Schatz in den Händen hielt. Nun mußte ich allein ins Auto steigen. Bei der Abfahrt winkte ich den Leuten mit der Hand zum Abschied, was sie alle erwiderten.

Nun ging es dem Thal der Maas entlang, nach der Ortschaft Flavigni. Dort lag das Armeoberkommando. Ich wurde in eine große Scheune geführt. An dem Tor stand ein Gendarm Wache. Ich mußte die Stiege hinauf, auf die leere Heubühne. Dort waren schon einige deutsche Gefangene. Auf einer Seite Elsässer und Polen. Auf der anderen Seite Deutsche, welche wie in einen Käfig aus Draht eingesperrt waren. Die Elsässer wollten mich allerlei fragen, jedoch der Schlaf übermannte mich, ich legte mich auf eines der Drahtbetten und schlief sofort ein. Gleich wurde ich wieder geweckt. Ich erwachte und wußte im ersten Moment nicht, wo ich mich befand. Ein Koch hatte mir das Mittagessen gebracht. Herrgott, wie staunte ich, eine Kamelle Fleischsuppe mit Brot, eine Kamelle mit Kartoffeln, Sauce, 1 Kotelett obendrauf, auf dem Deckel Salat, dazu 1/4 Laib Weißbrot und 1/4 l Wein. Mir war, als hätte sich das Paradies aufgetan. Bei den Deutschen gab's Fleischsuppe mit Brot, nie Kartoffeln mit Sauce,

nie Gebratenes, nie Salat, noch viel weniger Weißbrot und Wein. Obwohl ich gar keinen Hunger hatte, machte ich mich über die Herrlichkeiten her und vertilgte den größten Teil. Ein normal lebender Mensch kann sich nicht in die Lage hineindenken, in der ich war. Man war wie ein herrenloser ausgehungertes Hund, der alles eß- und freßbare, was er antrifft meint verschlingen zu müssen. Als ich übersatt war, gab ich dem Koch, der lächelnd zugesehen hatte, das Geschirr zurück, legte mich wieder auf das Drahtbett und schlief sofort ein. Bald wurde ich wieder geweckt; ein Gendarm winkte mir, mit ihm zu kommen. Ich erhob mich und ging mit. Er führte mich in ein Schloß, wo ich von einem sehr gut Deutsch sprechenden Offizier in einem Zimmer verhört wurde. Er sprach mich per 'du' an. Sofort dachte ich bei mir, "mit dem 'du' fängst du mich nicht, denn ich hatte mir vorgenommen, absolut nichts aus der Stellung zu verraten, denn ich wollte nicht, daß meine früheren Kameraden durch meine Schuld einen Nachteil haben sollten. Auf seine Fragen antwortete ich ihm genau wie dem Divisionsgeneral. Er fragte, wie lange ich Soldat sei. Ich sagte, seit 16. Oktober 1913. "So, Sie sind noch aktiv. Mit welchem Regiment rückten Sie ins Feld?" Ich sagte, mit dem Infanterieregiment 112, 1. Kompagnie. Sofort fragte er: "Waren Sie auch am 26. August 1914 dabei?" "Ja", gab ich zur Antwort. Ich sollte ihm nun erzählen, was ich von jenem 26. August 1914 weiß. Ich erzählte nun, daß an jenem Tage der Brigadegeneral Stenger den Befehl gegeben hatte, keine Gefangenen zu machen, und alle Franzosen, die in unsere Hände fallen, verwundete und unverwundete zu töten. Und daß ich mit eigenen Augen gesehen hätte, wie mehrere am Boden liegende Verwundete wie die Schweine erschossen und abgestochen wurden. Ich selbst hätte dabei einen Franzosen beschützt und ihm das Leben gerettet. "Können Sie beschwören, was Sie ausgesagt haben?" "Jawohl", sagte ich. Der Offizier fragte mich dann alles aus, wo ich seit Anfang des Krieges überall an der Front gelegen habe und was ich erlebt hätte. Nach etwa 2 Stunden wurde ich wieder in die Scheune zurückgeführt. Ich zeigte nun dem Gendarm die Risse in der Haut, die ich beim Überlaufen durch den Stacheldraht erhalten hatte, und deutete, daß sie mir weh taten. Da führte mich der Gendarm in die Infirmerie, wo mir ein Sanitätssoldat sämtliche Risse mit Jod bepinselte, um die Wunden zu desinfizieren und eine Eiterung zu verhüten. Das Jod biß mich eine Weile gewaltig, ließ aber bald nach.

#### Das Leben in Flavigni. 24. Juli bis 3. August 1918

Zu meiner nicht geringen Freude traf ich bei meiner Rückkehr in die Scheune Gustav Beck, der während meiner Abwesenheit angekommen war. Am